

Germano Almeida

# **Der treue Verstorbene**



Roman : **TRANSIT**

Funded by the DGLAB/Culture and the Camões, IP – Portugal



Die Übersetzung aus dem Portugiesischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt durch Litprom e.V. – Literaturen der Welt

Die Arbeit des Übersetzers wurde mit einem Arbeitsstipendium des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

© 2020 by :TRANSIT Buchverlag  
Postfach 120307 | 10593 Berlin  
[www.transit-verlag.de](http://www.transit-verlag.de)

Originalausgabe: »O Fiel defunto«  
Caminho, Lisboa 2018  
© 2018 Germano Almeida  
by arrangement with Literarische  
Agentur Mertin Inh. Nicole Witt e.K.  
Frankfurt am Main, Germany

Umschlaggestaltung und Layout:  
Gudrun Fröba  
eISBN 978-3-88747-402-7

Germano Almeida

# **Der *treue* Verstorbene**

Aus dem Portugiesischen von Michael Kessler

Roman : **TRANSIT**

# Inhalt

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XIII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

LESEN SIE WEITER

# I

Es war für alle so überraschend gewesen, deshalb hatte auch niemand etwas unternommen, um den unerwarteten Mord an dem bekanntesten, meistübersetzten Schriftsteller der Inseln zu verhindern, wenige Augenblicke nur vor der Präsentation seines, wie sich nun herausstellte, letzten Werks. Das große Auditorium quoll über an diesem Tag mit festlich gestimmten Lesern und anderen Neugierigen, die sich geduldig auf ein Autogramm in das schon länger gefeierte Buch freuten, das sie gleich zu erwerben gedachten. Also war niemand auch nur auf den Gedanken gekommen, ein derart mit Spannung ersehntes Ereignis könne so unerwartet wie grausam zu Ende gehen, schon gar nicht in Anbetracht der gesellschaftlichen Position aller in die Tragödie verwickelten Personen.

Überhaupt hatten sich an dem Nachmittag mehr geladene Gäste und auch vollkommen Fremde versammelt als sonst in Mindelo zu Buchvorstellungen üblich, wofür es gute Gründe gab. Vor allem, dass der als höchst schöpferisch und wortgewandt bekannte Schriftsteller schon vor gut einem halben Jahrzehnt plötzlich aufgehört hatte zu veröffentlichen, und seine Leser, die anfangs noch viel Verständnis für ein, wie sie es nannten, Sabbatical gehabt hatten, beschwerten sich längst völlig ungehemmt und sprachen ihn mit sichtbarer Verbitterung darauf an, als

sei er ein staatlich bezahlter Schreiber, der seinen Pflichten dem Publikum gegenüber nicht nachkam. Was machst du denn den lieben langen Tag lang? Hast du eine Arbeit gefunden, die mehr einbringt? Oder im Lotto gewonnen oder den Eurojackpot geknackt? Worauf er stets antwortete, Gar nichts, um genau zu sein, lasse ich es mir gut gehen. Aber wie denn, wurde nachgefragt, denn hatte er nicht immer behauptet, Schreiben sei für ihn reines Vergnügen und nur ein Weg, sich die Zeit zu vertreiben, ohne dass es so aussehe, als würde er gar nichts tun, jedenfalls nichts, was mit Arbeit zu tun habe, wenngleich durchaus beschwerlich und außerdem mäßig bezahlt. Also hatten die Leute sich nicht mehr mit vagen Andeutungen abspeisen lassen, du tust doch etwas, sonst würde es dir nicht so gut gehen, hakten sie nach. Aber ja, gab er dann schmunzelnd zur Antwort: Musik hören, im Internet surfen, mich auf Facebook herumtreiben, wo man viel über die Leute im Allgemeinen herausfinden kann und die winzigen Eitelkeiten in ihren Herzen. Ich lese, unterhalte mich, plaudere, lästere über Personen, die ich nicht mag, kümmere mich um meine Pflanzen im Garten, die noch nie so schön und üppig waren wie jetzt, ein ganzes Bündel an Dingen also, mit denen ich mich den Tag über beschäftige, der von mir aus gern 48 anstatt 24 Stunden haben könnte. Aber wie hältst du es aus, so lange nichts zu tun, also nicht zu schreiben, wunderten sich die Empörten, sonst sagt ihr Schriftsteller doch ständig, das Schreiben sei wie eine Sucht, nur vergleichbar mit einer Droge? Falls dem so ist, bin ich der Beweis dafür, dass mir eine Sucht gar nichts anhaben kann, antwortete er, denn es ist ganz sicher, dass ich gut ohne Schreiben auskomme, es geht mir schon lange hervorragend, und ich habe nicht das geringste Verlangen, mich an die Tastatur zu setzen, denn ich will nur noch schreiben, wenn ich etwas zu erzählen habe, und in letzter

Zeit gab es davon nicht nur absolut nichts, sondern ich hatte auch nicht die geringste Lust dazu, eher bitten mich Körper und Geist um entspannte Spaziergänge, zum Beispiel zur Steilküste bei João Ribeiro, wo ich mich am Meer auf die Felsen setze und mit der Angel in der Hand die Zeit verstreichen lassen kann, ohne auch nur den geringsten Anspruch, dass ein Fisch anbeißt, den ich dann auch noch nach Hause mitnehmen müsste.

Ein paar Jahre war das so gegangen, und die Leute hatten ihn überall nur spazieren gehen sehen oder am Meer in der Bucht der Baía das Gatas oder am Strand von Calhau oder Saragaça, oder manchmal nach Salamansa fahren, weil er Lust auf gebratene Muräne hatte, oder auf langen Wanderungen über den Monte Verde, wo er sich gern auf einem Stein niederließ und endlich all die Bücher las, die sich in seinem Schriftstellerleben angesammelt hatten und nebenbei der Sonne beim Untergehen zuschaute, bis sie ganz hinter dem Monte Cara verschwunden war. Manchmal begegnete er dort auch dem wichtigsten Komponisten der Inseln, der von allen »Maestro« genannt wurde, und diskutierte mit ihm endlos und ohne Ergebnis über buddhistische Philosophie, deren Anhänger er zu sein behauptete, oder über den Kosmos, der ihn weniger interessierte als den Maestro, der sich regelmäßig zu großen poetisch-philosophischen Spekulationen hinreißen ließ: Wie konnte jemand nicht völlig begeistert sein von der unendlichen Weite des Universums, in dem wir nicht mehr sind als ein einfacher, unbedeutender Fliegenschiss, sagte er. Bei Neumond liege ich gerne am Strand unten, schaue in den Himmel und träume von Sternbildern, folge ihrem endlosen Lauf... Der Einladung, es ihm einmal gleichzutun, sich mit ihm an den Strand zu legen, dem sanften Rauschen des Meeres zu lauschen und in den Himmel zu starren, kam der

Schriftsteller im Ruhestand allerdings nie nach: Was ist, wenn ein Tier aus dem Meer oder vom Land, eine Kakerlake, eine Eidechse, ein Krebs oder gar eine Ratte auf die Idee käme, sich beißend oder zwickend auf sie zu stürzen? Für den Maestro jedoch stand der Eventualität einer so unbedeutenden Unannehmlichkeit die Aussicht auf das unvergleichliche Vergnügen entgegen, dem sanften Lauf der Gestirne über ein von unendlich riesigen, uns aber winzig erscheinenden Himmelskörpern übersätes Firmament folgen zu können, dessen Unermesslichkeit selbst der beste Beweis sei für unsere Kleinheit. Mich überzeugt das nicht, sagte der untätige Schriftsteller dann, denn der Mensch ist, wie immer du es betrachten willst, Mittelpunkt unseres Universums, Anfang, Ende, Alfa und Omega aller Dinge sind wir... Nach zwei oder drei vergeblichen Anläufen, den Monte Cara auch einmal von Süden her zu erklimmen, sah er ein, dass das Alter auch keine Gnade kennt und er es in jüngeren Jahren hätte versuchen sollen, und blieb dann lieber meist unten am Meer bei Lajinha an der Promenade, die Angel über das Gelände gehängt und am anderen Ende meist nicht einmal ein Köder, um bloß nicht ein hungriges Fischlein aus Versehen in Versuchung zu führen. Irgendwann hatten die Leute ihn als Schriftsteller aus dem Gedächtnis verloren, er ist in Rente, hieß es meist grinsend, so ist das mit Künstlern auf den Kapverden, kaum sind sie ein bisschen bekannt, werden sie faul und legen sich in den Schatten eines Bananenbaums, können sich zu gar nichts mehr aufraffen, deshalb gibt es bei uns keinen einzigen wichtigen Künstler, keinen großen, weltweit bekannten, geachteten Schriftsteller... Es war also ein großes Hallo auf der Insel gewesen, im ganzen Land, als sich herumsprach, Miguel Lopes Macieira, der große Schriftsteller und Autor zahlreicher weit über die Kapverden hinaus gefeierter



Bücher, habe ein neues Werk in Vorbereitung, eine Novelle zwar nur, aber immerhin wieder ein Buch, das wie üblich von einer unserer geliebten Inseln handeln würde, die weltweit bekannt zu machen ihm ständiges Anliegen war.

Das Radio brachte die Nachricht sehr prominent und mit der zu *Conquest of Paradise* von Vangelis vorgetragenen Einladung an alle Einwohner Mindelos, deren traditionelle Verbundenheit zu jeder Art von Kultur weithin bekannt sei, was Mindelo nicht zufällig zur Kulturhauptstadt der Kapverden mache, massenhaft zu der Veranstaltung zu erscheinen und dem faul gewordenen Schriftsteller zu beweisen, wie sehr er noch immer geliebt und geschätzt werde. Das Fernsehen widmete sich dem Ereignis in Form eines Features, in dem einer der Sprecher zufällig aus dem Volk ausgewählte Zuschauer und Leute aus eher intellektuellen Kreisen, potenzielle Buchkäufer also, zu Wort kommen und höchste Lobreden auf den verehrten Schriftsteller schwingen ließ, dessen großes Werk der ganze Stolz unseres Landes sei. Die größte Rolle bei der Verbreitung der Nachricht hatte dann aber doch das unumgängliche Facebook gespielt, das, als er mit dem Schreiben aufgehört hatte, noch völlig unbedeutend gewesen war, nun aber als Medium größten gesellschaftlichen Einfluss besaß und alles zwar nicht mehr von Mund zu Mund, aber in Windeseile von *Post* zu *Post* gehen ließ, bis in die Diaspora und in die entferntesten Länder hinein. Und selbstverständlich das nette Flugblatt, auf dem mit der Abbildung des Buches für die »Präsentation des lang ersehnten neuen Werks unseres weltbekannten Schriftstellers Lopes Macieira im Auditorium Onésimo Silveira der Universität von Mindelo« geworben wurde. »Präsentiert wird das Buch in bewährter Weise von dem bekannten Professor der Universität der Kapverden, Dr. Jesus de Brito-Macieira, direkter Cousin des

Autors und ausgewiesener Experte für dessen Literatur, der seine zahlreichen Verpflichtungen in der Hauptstadt Praia wird ruhen lassen, um zu Ehren seines verehrten Freundes und Verwandten diesen für unsere Stadt und das gesamte Land außerordentlichen Augenblick mit seinen fundierten Ausführungen zu bereichern.«

Tatsächlich war der »bekannte Professor«, anders als es in der Presse hieß, eher nicht unbedingt wegen seiner besonderen Kenntnis des literarischen Werks des Schriftstellers verpflichtet worden, da er vor allem auf dem Gebiet der Makrobiologie des Meeres forschte und lehrte, sondern in seiner Eigenschaft als direkter Verwandter des Autors und begnadeter Prediger, Absolvent des Priesterseminars S. José, das er erst unmittelbar vor der Weihe verlassen hatte, als ihm deutlich wurde, dass er mehr dem Weltlichen zugetan war, im privaten Kreis nannte er es gern offen »Schweinereien«, als Keuschheit und sexueller Enthaltsamkeit. Von dieser Kleinigkeit abgesehen, konnte er wirklich gut reden, gewandt und mit sehr schönen Worten, machte gern längere Kunstpausen zwischen einzelnen Sätzen, die er wiederum mit sehr weiten, ausdrucksvollen Gesten zu untermalen verstand, als wolle er seine Zuhörer erst seine blumigen Worte genießen und anschließend in Ruhe auf sich wirken lassen, vor allem aber wegen seiner bildhaften Rede, die er in der Regel der Bibel entlehnte, welche er vor allem aufgrund seines beneidenswerten Gedächtnisses sehr gut verinnerlicht hatte. Worte sind farbig und haben ein eigenes Leben, behauptete er überschwänglich, manch einer kann Worte sogar schmecken, ihr feines Aroma, das uns mit seinen vielfältigen Nuancen betören kann. Deswegen sollten wir Worte lieben und nicht leichtfertig mit ihnen umgehen, damit sie wiederum stolz auf uns und auf unsere Zuneigung sein können. Es war bekannt, dass er

nie über das Buch redete, das er vorzustellen hatte, zumindest ging er nie auf den Inhalt ein, sondern sprach mehr von dem, was das Buch hätte aussagen können in dem Fall, dass der Autor das Thema aus anderer Perspektive angegangen wäre. »Bedeutet das eine Geringschätzung des betreffenden Werks?«, fragte er manchmal rhetorisch und antwortete selbst, ganz und gar nicht, es befinde sich ganz im Gegenteil auf höchstem literarischem Niveau, das mit geradezu vorbildlich zu bezeichnender Klarheit, wenn nicht gar der Wortmächtigkeit des Gelehrten das Wesen und Innerste unserer kapverdischen Seele spiegelt und abbildet, die uns als gesegnetem Volk, das auf diesem trockenen, von der Natur gepeinigten Boden, dem sich die Menschen tagtäglich aufs Neue entgegenstemmen und nie ans Aufgeben denken, Schriftsteller von solchem Gewicht und weltweiter Ausstrahlung schenkt, welche uns, wie schon Salomon in seinem unsterblichen Psalm 23 sagt, auf grüner Aue weiden und zum frischen Quell der Unsterblichkeit führen.

So wortgewandt war Professor Brito-Macieira, der am Tag zuvor eigens aus Praia gekommen war, weil es ihn, obwohl gebürtig aus Pico auf Santiago, nach dem Priesterseminar schließlich nach São Vicente verschlagen hatte, wo er am Lyzeum die Oberschule absolviert hatte. Also war ihm Mindelo, die Hauptstadt der Insel, wo er gewissermaßen erblüht und, wie er es blumig ausdrückte, »den unterschiedlichsten, süßesten Formen der Sünde begegnet - und erlegen war«, so lieb geworden (eine heimliche Liebschaft, kicherte er), dass er nie eine Gelegenheit ausließ, sie, wie auch jetzt, zu besuchen und zurückzukehren dorthin, wo er zu Zeiten einmal glücklich gewesen war, als Glück sich noch darauf beschränkt hatte, nicht allzu viel zu studieren und umso mehr nach den

jungen Damen zu schauen, die eine oder andere Liebschaft zu finden, vor allem die ihm seit der damaligen Zeit unvergessliche Lininha, ein paar Jahre älter und im weitesten Sinne erfahren, die ihn fröhlich ins Leben der Unzucht in all ihren Ausprägungen und Stellungen eingeführt hatte, aber auch das noch immer köstliche Wasser vom Berg Madeiral zu genießen, das er sich jedes Mal bringen ließ, oder selbst an der Quelle holte, durch die Rua de Praia zu schlendern und auf den Fischmarkt zu gehen, mit nostalgischen Gefühlen am alten Anleger zu verweilen, von dessen verabscheuungswürdiger Vergangenheit nur noch der stechende Abwassergeruch übrig war, oder auf dem Gemüsemarkt mit den Verkäuferinnen zu feilschen. Dann ging er noch gern in die Rua de Matijim, warf einen Blick in die Kneipen, trat kurz ein, wenn er dort einen Bekannten von früher erblickte. Vom *Grogue* zu kosten, traute er sich nicht mehr, doch die Ausschweifungen von damals nachzuempfinden, war ihm weiterhin ein Bedürfnis, sich die Stadt wieder anzueignen, die ihm im Getriebe der Hauptstadt allmählich abhanden kam, obwohl er sie auf alle Zeiten in sich bewahren wollte, denn es sei der Ort, an dem er gelernt habe, dass es noch ein anderes, wirkliches Leben gibt, das es sich lohne zu leben, und das nur außerhalb der Gebete und Kirchen und Gottesdienste zu finden sei. Nachdem er das Seminar in vollkommener Unkenntnis jeder Frivolitäten des Lebens verlassen hatte, war er noch unberührt und ganz unbedarft auf São Vicente gelandet, hatte bis zu seinem 20. Lebensjahr nie eine Frau geküsst, das ist sicher, ganz zu schweigen von anderen Sachen. Geduldig hatte Lininha es sich zur Aufgabe gemacht, ihn in der Kunst des Küssens zu unterweisen, in spielerischen Lektionen mit wochenlanger Übung, bevor sie dann übergegangen waren zu Intimerem, Delikaterem. Ein Mann, der nicht küssen kann, flößt der

Frau kein Vertrauen ein, sagte sie, ein Kuss muss leben und aufleben lassen, darf sich nicht anfühlen wie tot, sondern ihr Herz hüpfen und sie zwischen den Beinen nach einem Mann weinen lassen.

Also bemühte er sich, wenn er nach Mindelo kam, was leider viel zu selten der Fall war, immer auch kurz bei Lininha vorbeizuschauen in ihrem Häuschen am Hang, sich zu erkundigen, wie es ihr gesundheitlich ging und um der alten Zeiten willen mit ihr zu plaudern. Sie empfing ihn dann immer sehr freudig und aufgeregt, du bist einer der Wenigen, die mir noch wichtig sind und der nie seine Freunde von früher vergisst, sagte sie, die Leute heute taugen doch alle nicht viel, keiner kümmert sich. Freundschaft ist eine ernste Sache, lachte Maica, der nun mit ganzem Namen Brito-Macieira hieß, und Freunde wie dich findet man nicht alle Tage, du weißt, dass ich dich niemals vergesse, denn ich verdanke dir alles, was ich heute zumindest als Mann bin. Ja, sagte sie, damals hatten wir unseren Spaß, und stell dir vor, auch ich denke noch voller Sehnsucht an damals, und erst neulich fiel mir wieder ein, wie wir einmal das Bett von Dona Gigi zum Krachen gebracht haben. Was führt dich denn diesmal zu mir? Ich soll das Buch meines Cousins, unseres Schriftstellers, vorstellen, du kennst ihn ja sicher. Wer kennt ihn nicht? Als Schriftsteller und großen Schlawiner, du weißt doch, ich habe ein paar Monate bei ihm im Haushalt gearbeitet, man sagt, er sei gern hinter verheirateten Frauen her, aber bei meiner Ehre, ich habe damals, als ich bei ihm war, nichts in der Art beobachtet, aber man wird seinen Ruf nicht so einfach wieder los, einen schlechten schon gar nicht, die Leute sagen, irgendwann hat er mal eine Kugel im Kopf oder ein Messer im Bauch. Ach, was die Leute so sagen, entgegnete Brito, er sagt doch selbst, dass er längst nicht mehr im Geschäft ist, hat er sich

etwa jemals an dich herangemacht? Nein nie, sagte Lininha, bei meiner Ehre, er hat mich immer respektvoll und freundlich behandelt. Da siehst du's, rief Maica, die Leute denken sich Sachen aus. Willst du hören, was ich über sein Buch sagen werde? Wenn ich mit dir hingehen würde, kann es sein, dass er mich nicht einmal wiedererkennt, lachte Lininha, ich müsste ihm sagen, Hey, *Camarada*, kennst du mich nicht mehr, und wie ich damals seine Marotten ertragen habe!, aber wie sieht es mit dir aus, bist du immer noch manchmal unterwegs? Sie wusste von ihm selbst, dass Brito-Macieira geheiratet hatte und nach wenigen Jahren schon wieder geschieden war, kinderlos, und auch nie wieder eine Frau gehabt hatte, weder amtlich noch inoffiziell. Ab und zu schon, sagte Brito, noch meldet sich mein Körper noch manchmal, der alte Gefährte, wenn es sich also ergibt, nutze ich die Gelegenheit. Und bei dir? Ziehst du noch um die Häuser? Lininha kicherte in sich hinein und sagte, Nicht mehr, wäre ich ein Mann, würde ich sagen, ich setzte mich mittlerweile viel lieber ans Meer, aber mir ist es recht so, ich habe nie etwas anbrennen lassen, damals, das kannst du bezeugen, aber heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, unter einem Mann herumzuzappeln. Nicht einmal mehr unter mir?, stichelte Maica, bist du nicht mehr der Fisch in der Pfanne? Du bist für mich wie ein Bruder inzwischen! Aber guten Kaffee machst du noch! Ja, das stimmt, lachte sie, ich koche dir schnell einen, weißt du, ich trinke ihn immer noch frisch gebrüht, selbst geröstet, zu Hause gemahlen, aufgekocht, etwas ziehen lassen, bis sich der Kaffeesatz gesetzt hat. Sie tranken Kaffee, und Lininha schürte seine Erinnerungen. Je nachdem, wieviel Zeit er hatte, hörte Brito Lininha gern zu, natürlich stets mit dem Blick auf die Uhr, denn der Gedanke, sich zu verspäten, ganz gleich zu welcher Gelegenheit, behagte ihm nicht. Seine

Pünktlichkeit war eher nervös als gewissenhaft, eine der wenigen guten Gewohnheiten aus früheren Zeiten im Seminar, eine Verspätung, gleich welcher Art und erst recht grundlos, war für ihn nicht nur Mangel an Achtung vor anderen, sondern vor allem fehlender Respekt vor sich selbst, diese lässige Art, die bei uns fast zum Nationalerbe gehört und wohl einer der Gründe für unsere Rückständigkeit ist, muss bekämpft werden, sagte er gern aus tiefster Überzeugung, also war er auch diesmal ausreichend früh bei Lininha aufgebrochen, um noch schnell im Hotel etwas essen zu können, sich umzuziehen, und befand sich, als das Verbrechen geschah, längst im Auditorium, in Schlips und Kragen und dunklem Anzug, da der feierliche Anlass es in seinen Augen durchaus rechtfertigte, den kompletten Zwirn aus dem Schrank zu holen, damit er nicht muffig wird, bevor man ihn braucht, um darin irgendwann unter die Erde gebracht zu werden.

Als begnadeter Redner versuchte er gerade einer kleinen Gruppe, die sich beim Warten auf den Schriftsteller und den Beginn der Veranstaltung um ihn geschart hatte, zu erklären, was der seltsame Titel des Buches für ihn bedeutete: *Ein letztes Brüllen* kann viel heißen oder gar nichts, und niemand kennt wirklich den Grund dieses seltsamen, wenn nicht gar provozierenden Titels, nicht einmal mir wollte er ihn verraten, obwohl ich ihn ständig darum gebeten habe, als Cousin aber auch als der treue Mensch, der sein Buch vorstellen wird. Das erste, was ich übrigens gestern getan habe, nachdem ich hier angekommen bin, war, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, noch bevor ich ins Hotel bin, das der Verlag für mich reserviert hat. Er hat mich freundlich empfangen, wie immer, das muss man sagen, hat mir ein Glas köstlichen, angeblich südafrikanischen Weißweins gereicht, eigenhändig eine Kleinigkeit zum Essen gemacht, als er

sah, dass ich Hunger hatte, und hat geplaudert, während er in der Pfanne rührte, war ziemlich aufgekratzt und humorvoll, hat mir aber nicht das Geringste über den Titel verraten, um nichts in der Welt. Ein Buchtitel ist nur ein Titel, hat er gesagt und gelacht, und dann hat er mich gefragt, kannst du mir erklären, welche Beziehung es gibt zwischen dem Kind, das bei seiner Geburt einen Namen bekommt, und dem erwachsenen Menschen, der es irgendwann einmal sein wird? Genau das hat er gesagt, fuhr der Professor fort, ich persönlich bin jedoch der Meinung, dass wir, seine Leser, die wir hier, wie man sieht, treu und zahlreich versammelt sind, durchaus ein Recht darauf haben, den Grund eines Titels zu erfahren, noch dazu, wo er so anders ist als die anderen, an die er uns im Lauf seiner literarischen Laufbahn gewöhnt hat. Doch er pflegt eine ärgerliche Geheimnistuerei, wie ein Kind, das ein Versteck nicht verraten will, und selbst wenn man ihn, wie gerade erst heute früh in dem Interview im Kapverdischen Rundfunk, auf den Titel anspricht, der ja beim ersten Eindruck zunächst an das Getöse vom *Bos taurus* (gemeinhin auch Hausrind genannt) erinnert, wenn es in der Herde von einer Weide getrieben wird, spürt man geradezu, wie er grinst, wenn er sagt, dass ja nicht unbedingt er, aber vielleicht jemand anderes das Buch lesen wird und dem Publikum anschließend den Titel erklären könne. Immerhin, fuhr der Professor fort, hat er auf die hartnäckige Nachfrage der Journalistin »Bitte, geben Sie uns nur einen winzigen Hinweis!«, versprochen, nachher bei der Buchvorstellung ein paar Andeutungen zu machen, vor allem aber wohl mit dem Ziel, die Neugier seiner Leser noch mehr anzufeuern, hoffentlich aber nicht, um sie weiter zu verwirren.

Die Künstler sind alle verrückt, sagte einer der Zuhörer des Professors, Fußballer, Dichter, Musiker und was sonst



noch alles, sie bilden sich alle etwas darauf ein, nun will er uns also nicht einmal verraten, was der Titel bedeuten soll! Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht einmal, er ist ihm einfach so eingefallen, und dann hat er ihn, weil er keine bessere Idee hatte, einfach stehen lassen.

Natürlich machte der Schriftsteller sich seine Berühmtheit sehr gerne zunutze. Auf São Vicente geboren als Sohn eines Verwaltungsangestellten und einer Hausfrau, war er je nach Einsatzort seines Vaters, der immer wieder in die unterschiedlichsten Gegenden des Archipels versetzt worden war, auf einer Insel nach der anderen aufgewachsen und hatte so alle jeweiligen Eigenheiten in sich aufgenommen, was ihm als Vorteil erst sehr viel später bewusst wurde, als es ihm beim Schreiben erlaubte, die Besonderheit einer jeden Insel und ihrer Bewohner immer treffend zu skizzieren. Er war tatsächlich der produktivste und meistgelesene Schriftsteller des Landes geworden und konnte nicht einmal selbst, ohne kurz nachzudenken, die Frage beantworten, wie viele Bücher er schon veröffentlicht hatte. Ein paar Dutzend dürften es sein, prahlte er manchmal und auch, dass er, falls er es wollte, wohl alle drei Monate ein neues Buch schreiben und auch veröffentlichen könne, wenn nicht gar jeden Monat, die Themen lägen hier nur so herum und wer genau zuhört, stolpere nur so darüber, erklärte er lachend. Genauer gesagt, könne jedermann sie mit den eigenen Hirnzellen selbst aufgabeln, denn jeder Kapverdier trägt in sich wie in einem Tresor mindestens zehn oder zwanzig Romane, von kurzen Erzählungen ganz zu schweigen, man muss nur in der Lage sein, ihren Sinn zu erschließen. Anders als immer behauptet wird, lieben die Leute die Vorstellung, in einem Buch vorzukommen, sie empfinden sich dann selbst als berühmt, das da bin ich, sagen sie und halten sich kurz für bedeutend, erzählen dir ihre

Geschichten daher immer in der heimlichen Hoffnung, sich irgendwann einmal in einem deiner Bücher wiederzufinden. Die menschliche Eitelkeit kennt keine Grenzen, und wenn wir noch so sehr tun, als seien wir die bescheidensten, selbstlosesten Kreaturen der Welt.

Es war durchaus noch etwas Zeit bis zum Beginn der Veranstaltung, aber der Saal war schon so gut wie voll. Sicherlich wollten nicht alle ein Buch haben, aber es verkaufte sich schon jetzt hervorragend, alle blätterten darin herum, lachten über das, was sie gerade gelesen hatten, oder tauschten sich über einzelne Stellen aus, während sie darauf warteten, dass sich der Professor gleich tiefgründig über etwas auslassen würde, zu dem ihn das Buch angeregt haben mochte, und anschließend dem großen Schriftsteller die Hand geben zu dürfen, auf den sie alle insgeheim oder auch offensichtlich stolz waren, denn er war der erste, der die Kapverden und ihre Einwohner durch die Übersetzungen seiner Bücher in alle möglichen Länder der Welt hinausgetragen hatte. Großartig war außerdem, worüber alle noch immer staunten, dass er bei jeder auf eine Buchvorstellung unweigerlich folgenden Autogrammstunde nie nach dem Namen der Person fragte, die ihn um eine Widmung bat, sondern jede einzelne Person mit Namen und Nachnamen kannte, ganz anders als sonst alle Schriftsteller, die sich wegen angeblicher »Aussetzer« manchmal nicht einmal mehr an die Namen der nächsten Familienmitglieder erinnerten. Er dagegen schaute kurz auf, lächelte die Person verbindlich an und sagte, lang nicht gesehen, lieber Teófilo, wie geht es dir?, und schrieb jedem persönlich sehr freundliche Worte ins Buch, »Meinem guten João Silva für seine inspirierende Freundschaft«, »Meinem lieben Manuel José, herzlich in großer Verbundenheit der kurzen Unsterblichkeit eines Buches«.

Das war allerdings nichts im Vergleich zu der Höchstform, zu der er auflief, wenn eine Frau um ein Autogramm bat. Dann überschlug er sich euphorisch mit Charme und Komplimenten. Meine Welt nämlich ist an sich weiblich, sagte er gern, als müsse er sich dafür rechtfertigen, wäre ich nur als Frau auf die Welt gekommen, als nur eine von so vielen himmlischen Göttinnen in dem Olymp unserer Schönen, denn nur in ihrer Gesellschaft fühle ich mich wohl, schwebend wie im Paradies. »Arlinda Maria, deren Augen mir mehr bedeuten als alle Dichtung der Welt auf einem Blütenblatt«, schrieb er, oder »Ein Vers auf die Dattellippen der bezaubernden Celeste da Graça« und Ähnliches, was den Damen sehr schmeichelte und ihm allein beim Anblick der Person, die gerade vor ihm stand, spontan in den Sinn kam. Deswegen dauerten seine Autogrammstunden auch tatsächlich stundenlang, und die Leute warteten geduldig, was ihn nicht aus der Ruhe zu bringen schien, und manchmal verzierte er seine Autogramme noch mit kleinen, anspielungsreichen Zeichnungen. Wenn mich die Leute nicht leid sind, wie sollte ich ihrer dann überdrüssig werden, sagte er immer.

So hatte er sich an dem Tag zwischen zwei Interviews, in denen er wie üblich nichts über das Buch gesagt hatte, zu Hause eingeschlossen, um sich zu konzentrieren, alle Telefone ausgeschaltet und sogar den Computer. Drei Stunden mindestens wollte er so verbringen, im Schneidersitz auf dem Boden, allein mit der Leere im Kopf, geistig Platz schaffen für all die Leute, die schließlich derartige Momente des Zusammenseins und der Zerstreuung so liebten. Er nannte es Meditation zur Entspannung von Körper und Geist und bediente sich dabei sehr unterschiedlicher Methoden. Die meiste Kraft schöpfte er daraus, vollkommen nackt auf dem Rücken auf einem

großen türkisblauen Handtuch zu liegen und sich aus einer von ihm selbst ausgedachten Apparatur in unregelmäßigen Abständen Wasser mal auf die Brust, mal auf die Stirn, mal auf den Bauchnabel tropfen zu lassen, was ihn jedes Mal aufschreckte und zwang, sich erneut auf sich selbst zu konzentrieren. Die tiefe Entspannung mit drei Stunden Meditation reicht mir für zehn Stunden Anspannung mit all diesen Leuten, behauptete er, um mich mit jedem Einzelnen zu unterhalten, zu lächeln, jedem etwas Nettes zu sagen, mich mit ihnen fotografieren zu lassen...

Diesmal jedoch war die gewählte Methode wohl nicht ganz die richtige, denn anstatt zu meditieren, im Geist loslassen und seine Gedanken frei schweben zu lassen, in Trance zu geraten und daraus wie geplant und auch dringend benötigt in tiefe Entspannung, war er in dieser merkwürdigen Körperhaltung einer auf ihren eigenen Beinen sitzenden Statue eingeschlafen und erst Stunden später wieder aufgewacht, aus einem entsetzlichen Traum, in dem er praktisch an der Tür zum Veranstaltungsort, wo sein Buch vorgestellt werden sollte, von seinem besten und treuesten Freund mit drei Schüssen aus einer Pistole direkt in die Brust getroffen wurde.

## II

Die Szene war so real gewesen, dass er nach dem Aufschrecken noch eine ganze Weile die Haut um sein Herz herum betrachtete und betastete und sich wunderte, dass er ein weißes Hemd anhatte, an das er sich gar nicht erinnerte, und nach Einschusslöchern, Schmauchspuren oder Blut suchte. Verdammt, sagte er laut und versuchte aufzustehen, was nicht einfach war, weil ihm im Schneidersitz die Beine eingeschlafen waren und nun kribbelten wie ein Ameisenhaufen. Er stakste noch etwas durch den Raum, bis er wieder einigermaßen beweglich war: Ich gäbe was darum, sehen zu können, wie Ed mich ermordet, grinste er in sich hinein, nur zu gern wüsste ich, wie er das den Leuten und später dann vor Gericht erklären würde. Er ging noch etwas in der Wohnung auf und ab und stellte sich dann ans Fenster, um auf die Straße herunterzuschauen, die um diese Nachmittagsstunde vollkommen leer war, keine Menschenseele zu sehen, nicht einmal die Sonne brannte, es war eher mild, und ein lauer Wind strich sanft über seine Haut. Dann fiel sein Blick auf den Garten und er ließ ihn lang auf den Pflanzen verweilen, die ihm so viel Arbeit und zugleich so viel Freude bereiteten, erst in dem endlosen Kampf gegen Schädlinge, die all das zu vernichten, später dann, wenn er sie wie ein fröhliches Lächeln in Richtung des Lebens triumphierend

erblühen sah. Nun aber war es schon fast Zeit für die Lesung, er hatte sich in Gedanken verträudelt, also beeilte er sich und ging schnell ins Bad.

Lange schon lebte er praktisch allein, seit Mariza, seine Lebensgefährtin in all den Jahren der Schriftstellerei, in Urlaub gefahren war in die Vereinigten Staaten, wo sie Verwandte hatte, und nie mehr wiedergekommen war. Sie hatten sich auf einem Fest kennengelernt, als sie einmal gleichzeitig die Ferien auf São Vicente verbracht hatten, hatten ein paarmal miteinander getanzt und sich lustig gemacht darüber, wie euphorisch die Leute die einfache Tatsache feierten, dass ein Jahr herum war, hatten über die Frauen in ihren viel zu engen Kleidern geschmunzelt und waren dann, als sie feststellten, dass man sich im geschlossenen Raum gar nicht richtig unterhalten konnte, hinausgegangen an die frische Luft, waren schon damals ohnehin beide der Meinung, längst nicht mehr in dem Alter zu sein, in dem man solche Albernheiten noch stundenlang aushalten konnte. Dann waren sie mir nichts dir nichts am Strand von Lajinha, hatten beim Spaziergehen weiter miteinander geplaudert. Es stellte sich heraus, dass sie nach einem Studium in Sprachen und Literatur nun an einer Oberschule bei Lissabon unterrichtete, aus Überzeugung oder zumindest eigenem Entschluss nicht verheiratet war, da sie sich bis dahin noch nie wirklich mit dem Gedanken hatte anfreunden können, mit einem Mann wirklich gemeinsam unter einem Dach zu leben. Sie stammte aus Mindelo, aus einem kleinbürgerlichen, sehr katholischen Elternhaus fast direkt neben der Kirche Nossa Senhora da Luz, die Familie war also eher zwangsläufig fromm, denn aus tiefer Seele. In die Kirche zu gehen war geradezu Pflicht (ihre Mutter ging beinahe täglich zur Kommunion, außer an Wochentagen, an denen sie sich erklärtermaßen zur Beichte verpflichtet fühlte), war dann

zum Studieren nach Lissabon gegangen, wo sie sich unter anderem von der Kirche befreit und sie gegen Bücher, Kino, Parties, Freunde und Liebschaften eingetauscht hatte, ein ziemlich anderes Leben also, als sie es bis dahin von den Kapverden gekannt hatte. Ein einziges Mal war sie seitdem noch einmal dort gewesen, direkt nach dem ersten Jahr, und hatte sich ziemlich gewundert, wie streng ihre Eltern sie wieder unter ihre Fittiche hatten nehmen wollen, ihr vorschreiben, wann sie zu Hause sein musste, natürlich nie später als Mitternacht, wo sie sich aufhalten durfte und wo nicht... Ihr habt vergessen, dass ich fast ein Jahr ganz alleine im Ausland war und ihr habt nie wissen können, wann und mit wem ich unterwegs war oder nach Hause gekommen bin, was ich getan und gelassen habe, lasst mir doch bitte meinen eigenen Kopf und mich auf mich selbst acht geben, ich habe Anstand genug, um zu wissen, was ich will und was ich tue. Aber die Eltern hatten sich unbeeindruckt gezeigt, deswegen war sie dann nie mehr in den Ferien zurückgekehrt, war lieber anderswohin gefahren und hatte nach dem Studium angefangen als Lehrerin zu arbeiten. Es war nicht geplant gewesen, nie mehr zurückzukommen, aber es hatte sich so ergeben, sie hatte es immer wieder aufgeschoben, bis sie in der Lage wäre, nicht allzu lang mehr im Haus ihrer Eltern sein zu müssen. Dann war die Nelkenrevolution gekommen, die Kapverden waren unabhängig geworden, worüber ihr Vater sich nicht sehr gefreut hatte und schließlich nach ein paar Jahren, da er sich selbst als waschechter Portugiese empfand, ins frühere Mutterland gezogen war. Sie hatte noch etwas länger gezögert bezüglich der eigenen Staatsangehörigkeit, hatte sich dann aber pragmatisch und weil sie tatsächlich erst einmal in Portugal bleiben wollte, genauso dafür entschieden, Portugiesin zu bleiben. *Et voilà*, die Kurzfassung meiner Biografie. Wir tauschen wohl

gerade virtuelle Visitenkarten, hatte er gelacht, und um Ihnen nichts schuldig zu bleiben, kann ich von mir sagen, dass ich auch nicht verheiratet bin, allerdings eher aus Mangel an Gelegenheit und nicht aus bewusstem Entschluss. Auch er lebte damals in Lissabon, spielte aber schon längst mit dem Gedanken, auf die Kapverden zurückzugehen, sich dort niederzulassen, Schriftsteller zu werden, schließlich habe er inzwischen dutzende Bücher im Kopf, die er zu Papier bringen wolle, dazu aber bräuchte er Ruhe und Frieden, und das sei im turbulenten Alltag von Lissabon kaum möglich. Das konnte Mariza bestätigen, aber lachend sagte sie, Frieden, wie er ihn ersehnte, werde er wohl nie allein finden, denn hinter einem großen Mann stünde bekanntlich immer eine ebenso große Frau, die ihm alles organisiert und für Ruhe und Frieden im Haus sorgt, ohne den sich ein Mann seiner Bestimmung nicht widmen könne. Wären Sie denn bereit, in dem Fall sich auf diese Position zu bewerben, hatte er ernsthaft gefragt, und sie hatte geantwortet, Wer weiß, man weiß nie, wie das Leben so spielt, aber müsste ich auf die Frage mit einem klaren ja oder einem deutlichen nein antworten, wie es auf Santiago heißt, müsste ich, obwohl ich wohl frei wäre, deutlich nein sagen, denn im Augenblick sehe ich mich nicht wieder auf den Kapverden. Je kleiner die Insel, desto größer die Hölle, wie die Kubaner sagen, in Lissabon können wir uns wenigstens einbilden, etwas Anonymität und Freiräume zu haben. Was natürlich auch nur ein Gemeinplatz ist, sagte er, denn wie groß der Raum auch sein mag, in dem wir uns aufhalten, gestalten müssen wir unsere Welt sowieso selbst, sie von äußeren Einflüssen fern halten oder sie wenigstens auf ein notwendiges Minimum einschränken. Dann hatten sie wieder schweigend hinaus auf die ruhige Bucht geschaut, wo im Hintergrund schon Santo Antão zu erkennen war. Nur noch gelegentlich hörte man etwas



Feierlärm aus der Stadtmitte. Als sie den Abend für beendet erklärten, wurde es schon langsam hell. Ich weiß gar nicht, wie lange ich nicht mehr gesehen habe, wie am Neujahrmorgen die Musik durch die Stadt zieht, sagte sie, als ich Kind war, war unser größter Wunsch, hinter der Kapelle her durch die Stadt ziehen zu dürfen, also werde ich es heute einfach tun. So weit geht meine Verbundenheit mit dem Land nicht, lächelte er und begleitete sie noch nach Hause. Sie verabschiedeten sich mit der Versicherung, es sei ein ausgezeichnete Ausklang des Jahres gewesen und man wolle sich bei Gelegenheit wiedersehen. Was dann auch bald geschah, nicht nur ein, sondern zahlreiche Male, meist auf Einladung von gemeinsamen Freunden, die sich bei ihren Landsleuten für irgendwelche Gefälligkeiten im Ausland oder bei anderen Gelegenheiten erkenntlich zeigten. Die Welt hierzulande ist wirklich klein, rief Mariza, als sie ihn da zum ersten Mal traf. Nicht unbedingt, hatte er geantwortet, nur gibt es nicht allzu viele Leute, und ihr die Geschichte eines Herrn von der Insel Fogo erzählt, der auf die Frage, ob irgendwo denn viel los gewesen sei, auf Kreol geantwortet habe: Es war'n schon viel Leut' da, nur fast keine Leute. Wie Sie sehen, gibt es einen Unterschied zwischen Leuten und Leuten. Der typische Klassendünkel von Fogo, hatte sie erwidert. Mag sein, hatte er gelächelt, doch es stimmt und wir müssen uns damit abfinden und möglichst Vorteile daraus ziehen. Dann hatten sie sich wieder lang unterhalten, ungerührt von den anderen Leuten, und als sie sich beim Abschied gleich für den nächsten Abend wieder zum Essen verabredet hatten, gab es noch immer reichlich Gesprächsstoff.

Sie hatten beide kein Auto, daher trafen sie sich auf der Praça Nova und nahmen ein Taxi. Sie entschieden sich für eine kleine, gemütliche Tapas-Bar, wo sie beim Plaudern

die unterschiedlichsten Kleinigkeiten probierten, je nach Geschmack, und am Ende zu der Erkenntnis gelangten, dass die Kapverden sich insgesamt gut entwickelt hätten und nicht mehr das rückständige Ländchen von früher seien, wo man manchmal in einer Kneipe nicht einmal ein eiskaltes Bier bekam. Erst als es ans Bezahlen ging, waren sie sich kurz nicht einig gewesen. Sie hatte unbedingt ihre Hälfte selbst übernehmen wollen, eine Frau von heute könne durchaus ihr Essen selbst bezahlen, und sei es, um damit ihre Unabhängigkeit zu beweisen. Er hingegen hatte auf die im Land übliche Galanterie verwiesen, die den Mann stets zum Zahlen verpflichte, zumal jene kleinkarierte Sitte aus Porto, die Rechnung getrennt zu bezahlen, in seiner Generation einfach nicht üblich sei, denn wer einlade, müsse auch zahlen. Sie war jedoch unnachgiebig geblieben, er hatte nachgegeben, allerdings unter ausdrücklichem Protest, den er im Protokoll des ansonsten höchst angenehmen Abends vermerkt haben wolle. Gern, hatte sie ihm versichert, das sei wohl möglich, und dann hatten sie Hand in Hand das Lokal verlassen und sich an der Praça Nova auf eine Bank gesetzt und den Leuten zugeschaut, die um den Platz flanierten, als sei dies mehr eine Pflichtübung als wirkliches Freizeitvergnügen. Dabei hatten sich beide auch ihrer Liebe zur Stadt Mindelo versichert mit ihren fröhlichen, glücklichen, zwanglosen Menschen, er immer mehr fest entschlossen, so bald wie nur möglich zurückzukehren, sogar eine Wohnung hätte er schon in Aussicht, erzählte er, ein recht altes, aber sehr schönes Haus aus der Zeit der Engländer, das wohl dringend der Renovierung bedürfe, dann aber durchaus eine Traumwohnung sein könne. Sie, schon ein wenig unsicherer in ihrem Beharren darauf, weiter im Ausland zu bleiben, begann sich allmählich darüber klar zu werden, dass ihre Nabelschnur in kapverdischer Erde lag.

Schließlich war sie nach so vielen Jahren erstmals wieder zurück und hatte nun schon nach wenigen Tagen das Gefühl, niemals fort gewesen zu sein und irgendwie zu den Leuten hier, zu dem Land überhaupt zu gehören. Ja, Weltbürger zu sein ist nicht jedem gegeben, hatte er ausgeführt, ich zum Beispiel habe das nie gewollt. Als sie sich verabschiedeten, tauschten sie ihre Adressen aus, Lissabon ist ja nicht so groß, dass man sich dort nicht verabreden könne, und schon ein paar Tage später hatten sie sich getroffen, zunächst auf einen Kaffee am Nachmittag, dann an einem Freitag zum Abendessen, denn am nächsten Tag war ja frei und man hätte mehr Zeit.

Aus ihren Gesprächen kannten sie bereits ihre gemeinsame Leidenschaft für japanisches Essen, weshalb der spätere Schriftsteller diesmal ein Restaurant wählte, von dem er wusste, dass man dort nicht nur sehr gut essen konnte, sondern das Ambiente auch gut geeignet war für Gespräche unter vier Augen, ja, denn er fühlte sich zu Mariza hingezogen, vor allem, da er, wenn auch noch ein gutes Stück unbewusst, hoffte, ihr diesen blöden Gedanken ausreden zu können, auf keinen Fall mehr in die Heimat zurückzugehen. Dennoch war er dann mehr als verwundert gewesen, als sie ihn, schon zum Ende des Abendessens, beim Überlegen, welchen Nachtisch sie wählen sollten, ein wenig schüchtern anlächelte und erklärte, Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich diese Frau bin, die du brauchst, um große Bücher zu schreiben, wenn du also willst, gehe ich mit dir auf die Kapverden. Für mich ist das wie Gold auf blauem Grund, sagte er, aber einfach so, ohne Bedingungen? Ich habe, um ehrlich zu sein, gezögert, dich zu fragen, ob du mit mir gehen willst, wegen dem, was du ganz am Anfang gesagt hast, aber eigentlich glaube ich auch immer mehr, dass wir beide das Recht haben, diese Erfahrung gemeinsam zu machen. Ja, lachte sie, aber was